

## Enttäuschte Sehnsucht

Körperliche und psychische Gewalt prägten den Alltag von Beate Klausner im SOS-Kinderdorf Dornbirn, wo sie Anfang der 1970er Jahre bis Mitte der 1980er Jahre untergebracht war. Die Kinderdorf-Mutter schlug selten aus einer Emotion heraus, ihre Aktionen waren wohl berechnet und organisiert. An die Schläge gewöhnte sie sich, nicht aber an die Herabsetzungen und Demütigungen. Die Kinderdorf-Mutter warf Beate Klausner in regelmäßigen Abständen ihre Herkunftsfamilie vor, nach der sie gerate, und stellte sie als psychisch nicht normal hin. Das häufige Einsperren ins Kellerzimmer, ohne Licht mit einem Kübel für die Notdurft und nicht selten über Nacht, war für sie als Kind dramatisch. Beate Klausner führt es auf den Hang der Kinderdorf-Mutter zum Sadismus zurück, dass sie den Kindern regelmäßig keine Jause in die Schule mitgab und sie trotz vorhandener Putzgeräte unnotwendigerweise auf den Knien den Boden blitzblank scheuern ließ. Allerdings ist Beate Klausner eine Kinderdorf-Mutter in Ausbildung noch immer gegenwärtig, die einmal in ihrer Kinderdorf-Familie als „Tante“ gearbeitet hatte. Sie sei der größte Alptraum gewesen, ungleich schlimmer als die eigene Kinderdorf-Mutter, die bei Weitem nicht eine derart exzessive Gewalt ausübte. Diese Tante fixierte Arme und Knie von Kindern, um sie regelrecht zu verdreschen, schlug die Köpfe gegeneinander, ließ Erbrochenes aufessen. Zwei Häuser seien die berüchtigten in ihrem Kinderdorf gewesen, eines davon führte diese „Tante“ schließlich als Kinderdorf-Mutter. Während eines Ferienaufenthaltes in Caldonazzo fasste sich Beate Klausner ein Herz und erzählte dem Dorfleiter, was vor sich ging. Er nahm sie ernst und konnte die Schlägerin überführen, die daraufhin das SOS-Kinderdorf verlassen musste. Auch die Kinderdorf-Mutter von Beate Klausner sei verwart sowie zu Schulungen und Supervision geschickt worden. Ab diesem Zeitpunkt habe sie nicht mehr zu körperlicher Gewalt gegriffen, doch emotional hätte sich die Situation in der Familie nicht verbessert.<sup>208</sup>

Sophie Lehner und Camilla Reiter befanden sich Mitte der 1980er bis Mitte der 1990er Jahre im SOS-Kinderdorf Altmünster und Hinterbrühl. Sie berichten von Ohrfeigen, Ohrenziehen, Schlägen mit dem Kochlöffel und einem Tuch, mit dem beim Weinen der Mund zugehalten wurde, das bedeutet, von einer angstbesetzten Erziehung.<sup>209</sup> Der eigentliche Vorwurf an ihre Kinderdorf-Mütter Susanne Stadler und Hannah Sigl war die fehlende Zuwendung, der Mangel an Geborgenheit, Nähe und Zärtlichkeit. Beate Klausner schlägt in dieselbe Kerbe, wenn sie über ihre Kinderdorf-Mutter ausführt: „Sie war perfekt organisiert, hatte alles unter Kontrolle, hat gut gekocht, war eine super Hausfrau, aber eine lausige Mutter. (...) Die vielen Schläge hätten mir nichts ausgemacht, wenn ich gespürt hätte, dass sie mich liebt. So waren es Jahre der Tränen.“<sup>210</sup>

Camilla Reiter empfand sich von ihrer Kinderdorf-Mutter Hannah Sigl nicht angenommen.<sup>211</sup> Daran konnte auch der Umstand nichts ändern, dass die Kinderdorf-Mutter ihr als junge Erwachsene in einer Notsituation finanziell ausgeholfen hatte, jedoch unter einer Voraussetzung: „Ich helfe dir unter meinen Bedingungen.“<sup>212</sup>

Die Stellungnahme des Dorfleiters von Altmünster zur Kinderdorf-Mutter Susanne Stadler offenbart nicht nur, dass er die eine oder andere Ohrfeige und mangelnde Empathie nicht so tragisch sah. Vor allem verweist sie auf eine prinzipielle Problematik bei einem Teil der Kinderdorf-Mütter, die dazu führte, dass Glaube und Hoffnung zahlreicher Kinder, im SOS-Kinderdorf Liebe zu finden, enttäuscht wurde: „Sie hat im Rahmen ihrer Möglichkeiten ihr Bestes gegeben, sieht die konsequente Erziehung zu sozial angepasstem Verhalten und Unternehmungen mit den Kindern als wesentlich, kann aber in der Betreuung emotionale Zuwendung nur sehr begrenzt zum Ausdruck bringen.“ Es stelle sich ganz allgemein die Frage, welche Entscheidung getroffen werden soll, wenn eine Kinderdorf-Mutter keine groben Fehler macht, die physische Grundversorgung der Kinder gut sichert, „aber die konstruktive Emotionalität im Familienleben gering ist“.<sup>213</sup>

Übertriebene Strenge, zu hohe Sachorientierung und zu wenig Geborgenheit: Diese Erfahrung machten viele Kinderdorf-Kinder – und litten darunter.

Susanne Stadler und Hannah Sigl rechtfertigten sich für ihr Verhalten, indem sie ihre Überforderung anführten.<sup>214</sup> In den Gesprächen mit Sigl im Rahmen der SOS-internen Untersuchung gewann die regionale Geschäftsführerin den Eindruck, dass in den Erzählungen der Kinderdorf-Mutter Energien von Züchtigung, Biegung und Abwertung mitschwangen, während sie Verständnis, Fehlereinsicht und das Wahrnehmen der Bedürfnisse und Schmerzen der Kinder vermisste. Macht, Kontrolle und das Unvermögen, Camilla Reiter so zu akzeptieren, wie sie ist, waren unverkennbar zu bemerken.<sup>215</sup> Sigl mühe sich ab, ihre Arbeit sehr korrekt zu machen, die Kinder gut zu versorgen und habe den Ehrgeiz, dass die Kinder es zu etwas bringen. Doch als primäre Haltungen stünde hinter diesen Erziehungsvorstellungen das Bild von Ordnung und Struktur, die bei Camilla Angst hervorriefen. Wärme, Zuneigung und Gefühl seien bei Hannah Sigl kaum zu spüren. Umso mehr Härte: zu sich selbst und zu den Kindern. Sie lebe überaus stark die Rolle der Erziehungsperson mit klaren Abgrenzungen, weniger die Rolle der „umhüllenden“ Kinderdorf-Mutter.<sup>216</sup>

Susanne Stadler stammt noch aus einer Generation von Kinderdorf-Müttern, deren Vorbereitung auf die Tätigkeit als Kinderdorf-Mutter in der Mütterchule in Mörlbach zu wenig professionell war, um den hohen Anforderungen an sie gerecht werden zu können. Väterliche Ohrfeigen, die Dorfleiter verpassten, waren nichts Außergewöhnliches, dementsprechend erzog auch Susanne Stadler. In ihrer Strenge und ihrem Rückgriff auf körperliche Züchtigung als Erziehungsmittel vermochte sie sich auch Anfang der 1990er Jahre nicht umzustellen. Sie wollte aus den Kindern tüchti-

ge, fleißige Menschen machen, ihnen einen Ordnungsrahmen setzen, der Sicherheit vermitteln und zu einer Verinnerlichung klassischer Tugenden des Wohlverhaltens und der Anpassung führen sollte. Den Ordnungsrahmen hielt sie schon allein deshalb für notwendig, um den Alltag mit sechs anspruchsvollen Kindern bewältigen zu können. Stadler gab selbst an, dass sie geglaubt habe, gegenüber der Kinderschar sehr streng sein zu müssen, damit die Kinder keinen Schabernack treiben. Trotz der vielen Probleme mit ihnen habe sie die Kinder gerne gehabt, dies aber zu wenig zeigen können.<sup>217</sup> Nun, am Ende ihrer Zeit als Kinderdorf-Mutter, schien es ihr, als ob all diese Bemühungen und die schönen Zeiten nichts mehr gelten würden; weder der im SOS-Kinderdorf lange Zeit so positiv besetzte normative Erziehungsstil und die Wertschätzung der Förderung der Sekundärtugenden noch das Zusammenhalten von Haus und Kindern oder eigene Entbehrungen und Verzichtleistungen.

Beide Frauen stehen für einen Typus von Kinderdorf-Müttern und Erziehungsstilen, die in verschiedenen Mischformen von den Anfängen von SOS bis in die 1980er Jahre und auslaufend darüber hinaus keine Seltenheit darstellten. Sie sorgten sich um die Kinder, die „etwas Ordentliches“ werden sollten, versuchten ihnen auch in ihrem Erwachsenenleben aus der Patsche zu helfen, gaben Struktur und bedienten sich Methoden der Schwarzen Pädagogik, das auch die Erziehungsmethoden der „gesunden Watsch'n“ umfasste. In all dem unterschieden sie sich nicht von vielen Familien, die außerhalb des Kinderdorfs lebten und erzogen. Allerdings gab es spätestens seit Ende der 1960er Jahre öffentlich breit diskutierte Strömungen, die diese Art der Erziehung vehement kritisierten, Alternativen vorbrachten und Reformen auslösten. SOS-Kinderdorf, seiner katholisch-konservativen Mission verpflichtet, wertete diese Richtung als „linken“ Zeitgeist ab. Das essenzialistische Konzept der Mutterliebe, das in der Öffentlichkeit und Werbung bis zum Äußersten strapaziert wurde, musste eine Reihe von Kinderdorf-Müttern überfordern. Speziell in den Jahrzehnten, in denen sie keine oder eine nur geringe professionelle Hilfe in ihrer Tätigkeit erhielten, die als Berufung und nicht als Beruf ausgegeben wurde. Lange forderte die Organisation geradezu Übermenschliches von den Kinderdorf-Müttern, ohne ihnen die nötigen Ressourcen zur Verfügung zu stellen. Dies wog auch deshalb schwer, weil die Kinderdorf-Mütter mit vielen Kindern und Jugendlichen zu tun hatten, die aufgrund ihrer Vorerfahrungen besonders hohe Anforderungen stellten. Insofern sind die Defizite in der Erziehung von Susanne Stadler und Hannah Sigl nicht nur auf ein individuelles Versagen, sondern auch auf erhebliche strukturelle Defizite im SOS-Kinderdorf zurückzuführen.

Prinzipiell ist festzuhalten, dass Sophie Lehner und Camilla Reiter bei aller Kritik das Kinderdorf für eine gute Einrichtung hielten, das den Kindern vielseitige Möglichkeiten bieten würde.<sup>218</sup> Ebenso Beate Klausner. Dies hängt damit zusammen, dass alle drei auch positive Erfahrungen machten, besonders in den anderweitigen

Einrichtungen des SOS-Kinderdorfs. Klausner fühlte sich in der SOS-Wohngemeinschaft, in die sie übersiedelte, außerordentlich wohl. Sie hebt ihre verständnisvollen BetreuerInnen hervor, die ihr halfen, Flashbacks und Panikattacken zu überwinden. In einer Familie aufzuwachsen, sei schön, so Beate Klausner mit Blick auf das Kinderdorf, aber wenn man auf eine einzige Bezugsperson angewiesen und diese ihrer Aufgabe nicht gewachsen sei, könne sich dies katastrophal auswirken. Doch immerhin, ob Schule, Sport, Ferienlager oder Chor, die Kinder hatten Freiräume und Kontakte außerhalb des Dorfes. Das schöne Haus und die wunderbare Aussicht bedeuteten Beate Klausner viel. Die Spielplätze und das Schwimmbad im Kinderdorf waren Oasen der Freude und immer wieder begegnete sie Menschen, die einfühlsam waren und helfen wollten. Auch als Kind sei ihr bewusst gewesen, dass sich nicht alle so verhielten wie ihre Kinderdorf-Mutter. Sie erinnert sich an die Kinderdorf-Mutter des Nachbarhauses, die gütig und fürsorglich war. Sie erinnert sich an herzliche PädagogInnen in Caldonazzo und an eine „Hilfstante“, mit der sie „heilende“ Gespräche führen konnte; dies gab ihr Kraft zu kämpfen. Auch den Dorfleiter nahm Beate Klausner unterstützend wahr: „Wir hatten Möglichkeiten, uns zu entwickeln, weil wir auf andere Erwachsene getroffen sind, auf den Dorfleiter, Tanten und so viele PädagogInnen, nicht nur auf die Kinderdorf-Mutter.“

Was Beate Klausner im Besonderen betont, ist der Zusammenhalt und die gegenseitige Solidarität vieler Kinderdorf-Kinder: „Dadurch übersteht man es. Diese Gemeinschaft gab uns Geborgenheit“. Beate Klausner vertritt die Meinung, dass, trotz allem Negativen, SOS ein guter Platz für Kinder ist – wenn die Mutter passt. Sehr viele Kinder hätten im Kinderdorf eine glückliche Kindheit verbracht und auch ihr habe der Rahmen Schutz geboten. Deshalb wolle sie auch nichts unternehmen, um dem Kinderdorf, den dort lebenden Kindern und den vielen guten Kinderdorf-Müttern nicht zu schaden: „Aber warum sollte man nicht ehrlich sein? Ich will reden und etwas Gutes bewirken, früher als Kind war ich zu eingeschüchtert. Ich bin froh, dass es das Kinderdorf gibt. Aber es soll auch zu dem stehen, was nicht schön war.“<sup>219</sup>